

Begegnung mit einem bösen Tier [Fortsetzung]

Autor(en): **Castell, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ROMAN VON
ALEXANDER CASTELL

Begegnung mit einem bösen Tier

Copyright 1934 by Alexander Castell

IV. Kapitel.

Carl Erich denkt, sie sei irr geworden, denn sie muß doch wissen, wie sie beide zusammen stehen: «Ich habe ihn lang nicht gesehen», sagt er nach einer Pause.

«Ich auch nicht, die Reise ist mir zu weit. Dann hört er nicht mehr gut, es ist beschwerlich, mit ihm zu reden. Wenn ich einen Tag dort war, bin ich todmüde...»

Carl Erich sagt nichts.

«Du bist auch ruhiger geworden...», fährt sie fort.

«Wie meinst du das?»

«Na, hast doch früher eine Menge Zicken gemacht... ich hab's ja zwar nie tragisch genommen. Ist das Kind mit dir?»

«Ja...»

«Was willst du nun mit dem Mäd'el anfangen?»

«Erziehen...»

«Nun ja... hast du noch Geld?»

Carl Erich zuckt mit den Achseln: «Für das Alltägliche schon...»

«Ist heutzutage schon viel...»; sie starrt nachdenklich vor sich hin: «Und wie steht es mit dem „Lilienberg“?»

Carl Erich dreht das Gesicht nach dem Fenster. Es kommt von draußen ein starkes surrendes Geräusch. Ein Flugzeug muß oben vorbeifliegen. Er überlegt sich: Ja, weiß sie denn etwas davon oder weiß sie nichts?

«Ich meine, wer es gekauft hat?»

Er atmet auf: «Der vom Betriebsamt angesetzte Betrag ist nicht erreicht worden. Solche Güter sind heute nur schwer zu verkaufen...» Er spricht sehr sachlich. «Es ist auch alles um hundert Prozent gesunken.»

«Hättest vor der Krise verkauft...»

«Wenn man das immer wüßte...»

«Natürlich...», gibt sie zu. «Sogar Leute wie ich, die immer ordentlich gelebt haben, sind jetzt in der Klemme... wie muß es dann einem Grand Seigneur wie dir ergehen...»

«Schlecht...»

«Ist auch logisch.» Sie sieht an ihm vorbei. Er ist verwundert, wie kühl und gefühllos sie Abrechnung hält. Eines ist ihm klar, daß er von ihr bis zum letzten Atemzug nichts zu erwarten hat.

Die Dicke mit der karierten Bluse kommt herein und überreicht ihr ein Blatt Papier. Tante Rita steht beschwerlich auf und öffnet einen Schreibtisch, aus dessen einer Schublade sie einen schwarzen Sack mit einem gelben, geschwungenen Schloß nimmt. Sie greift einen Schein heraus und schließt wieder, nachdem sie den Sack erst sorgfältig abgetastet hat.

Carl Erich hat während einer Sekunde die sehr merkwürdige Vision, wie Raskolnikow die alte Pfandleiherin erschlägt. Die Geschichte geht ihm völlig zusammenhanglos durch den Kopf.

Jedenfalls hat es keinen Sinn, hier von Geld zu reden und vor allem nicht von einer solchen Summe. Sie hat auch alles schon geschickt abgeblendet, indem sie von eigenen Schwierigkeiten sprach.

«Sie steht auf, sie läutet.»

«Ich habe auch kein Zimmermädchen mehr, nur noch eine Köchin», hört er sie sagen, als die Dicke wieder erscheint.

Er geht dann langsam in den Abend hinein. Eine Dame kommt an ihm vorbei und sieht ihn an. Er starrt ihr ins Gesicht und sieht sie nicht. Er denkt nur an den Alten. Er muß jetzt zu ihm fahren.

Es ist ein warmer Sommerabend. Boromäus und Rosy sind auf dem Dachgarten des Hotel «Rex» beim Essen. Sie sitzen zwischen Blumen, das Orchester spielt gedämpft, immer neue Paare kommen an, die Kellner gleiten von Tisch zu Tisch, wo die vernickelten Eiskessel glänzen und wo schmale, nackte Frauenarme auf weißem Grunde mit blinkenden Dingen zu spielen scheinen.

Rosy sieht in ihrem langen Rosakleid mit der so kurzen Taille wunderschön aus. Ist es Atavismus von Carl Erich oder etwas ganz Normales, das auch von Cecilie Natur herkommt, sie fühlt sich in dieser Atmosphäre von Luxus und Vergnügen unsäglich wohl. Es steht ihr auch, so ganz natürlich und etwas lässig dazusitzen und ohne Prätention nur durch ihren eigenen Reiz zu wirken.

«Boromäus ist sehr aufgeräumt. Es kommt ihm dumpf zum Bewußtsein, daß er mit einem Wesen von ausgezeichneter Klasse ist, das auffällt.»

Der Direktor des «Rex» geht diskret über die Terrasse, verneigt sich vor Rosy und sagt leise zu Boromäus: «Glänzender Abend... es gibt nicht viele Hotels, die heute noch eine solche Gesellschaft zusammenbringen können...»

Das Orchester setzt wieder ein.

«Die Geschichte war so...», fährt Boromäus fort und erzählt weitläufig, wie ihm ein junges Mädchen ins Automobil gelaufen ist. «Sie hatte offenbar vollständig den Kopf verloren, denn sie lief wie ein verrücktes Huhn quer über den Platz...»

Rosy sagt nichts und sieht in die blaue Nacht.

«Und wie fühlen Sie sich?» Er hat sich etwas vorgeigt und schaut ihr in die Augen. «Sie sind viel weniger nervös als das letztmal, nicht?»

«Ich bin es auch nicht gewohnt, mit Männern auszugehen... außer mit dem meinen...»

«Und nun haben Sie ein schlechtes Gewissen?» lacht er.

«Nein...», äußert sie einfach, «warum soll ich ein schlechtes Gewissen haben. Ich tu ja nichts Schlimmes.»

«Allerdings nicht...», gibt er zu. «Ja, weiß er denn, daß Sie mit einem Herrn ausgehen?»

«Er weiß, daß ich im «Regina» beschäftigt bin... und wenn ich mit Ihnen ausgehe, so gehört das doch ein bißchen dazu... oder nicht?»

Boromäus ist enttäuscht: «Das ist jetzt nicht nett von Ihnen... ich glaubte, sie gingen aus, weil Sie es gern wollen und nicht, weil es zu Ihrer Beschäftigung im «Regina» gehört... das gehört doch auch nicht dazu.»

Rosy sagt nichts und lächelt in die Rosen, die vor ihr stehen: «Wie gut diese Blumen riechen, man wird ganz betrunken davon...»

«Ja... aber was denkt sich denn Ihr Herr Gemahl von Ihrer Tätigkeit im «Regina?»

«Er findet es verrückt, da er aber tagsüber und oft abends von seinen Geschäften besetzt ist, hat er schließlich begriffen, daß ich mich nicht zu Tode langweilen kann. So ergab er sich drein, daß ich tagsüber arbeite... beschwerlich ist es ja nicht und Frau von Breitenbach ist ganz nett zu mir...»

«Selbstverständlich», sagt Boromäus eifrig; «im übrigen sind Sie doch fremd in der Stadt...»

«Wie meinen Sie das?»

«Sie haben hier wenig Beziehungen, so daß es Ihnen gesellschaftlich keinen Abbruch tut...»

«Oh...», lacht Rosy, «an so etwas hätte ich gar nicht gedacht... Carl Erich sagt, daß das, was man früher die Gesellschaft nannte, heute kaum mehr existiert... also kann es uns auch nicht genieren, oder nicht?»

«Da hat er nicht unrecht... leben Sie sonst meist in der Stadt oder auf dem Lande?»

«Wie das so kommt...», sagt Rosy vag, «ich habe allerdings meine ganze Kindheit auf dem Lande zugebracht... aber das ist alles wenig interessant für Sie...»

«Nun reisen Sie immer, wohin die Geschäfte Ihres Gemahls Sie rufen?»

«Wir sind jedenfalls augenblicklich auf einer großen Reise... wohin sie uns führen wird, wissen wir noch nicht genau... muß man sich denn über solche Dinge den Kopf zerbrechen?»

«Gewiß nicht! Aber könnte es denn sein, daß Sie bald von hier wegführen?» fragt Boromäus ganz ängstlich.

«Möglich... ich möchte gern wieder einmal nach dem Genfersee... ich war dort im Pensionat.»

«Ach, die Schweiz...», äußert dazu Boromäus, «da muß ich sagen, daß ich Oberbayern oder das Tirol vorziehe...»

«Am liebsten möchte ich an die See... denken Sie, ich bin nur einmal in Scheveningen gewesen. Da war ich erst zehn Jahre alt.»

«Wo verbrachten Sie denn die letzten Sommer?»

«Oh, meist auf dem Lande, damals war Carl Erich auch nur sehr wenig beschäftigt und das Leben sehr ruhig...»

Boromäus denkt nach: «Ich würde mir das herrlich vorstellen, mit Ihnen an die See zu fahren...»

«Warum gerade mit mir?»

«Das ist mir auch nicht ganz klar», lächelt er, «aber es ist so. Ich könnte mir keine reizendere Gesellschaft für eine Sommerreise denken als Sie...»

«Aber das geht doch nicht.»

«Könnten Sie nicht irgendeinen Vorwand finden?»

«Sind Sie merkwürdig, ich würde doch nie etwas tun, was Carl Erich kränken könnte...»

«Aber wenn er nun plötzlich hier vor uns stünde... würden Sie nicht erschrecken?»

«Warum? Ich würde sagen: Carl Erich, da ist der Herr, der mir den Job im «Regina» verschafft hat... willst du nicht einen Augenblick zu uns sitzen? Das wäre doch ganz natürlich, oder nicht?»

«Gewiß...» Boromäus träumt. Dann sagt er: «Sie sind ein entzückendes Wesen...»

«Finden Sie das so merkwürdig?»

«Ganz und gar nicht, aber Sie wissen nicht, was das für mich bedeutet, wenn ich es Ihnen sage... ich bin ein marottenhafter Junggeselle...»

«Oh...», lacht sie, «Sie reden wie der Indiskrete...»

«Wer ist der Indiskrete?» Boromäus ist neugierig.

«Nun... Ihr Freund...»

«Warum nennen Sie ihn den Indiskreten?»

«Weil er immer alles wissen will, und als ich ihn zum erstenmal sah, sagte er mir, er sei ein unausstehlicher Mensch. War er nicht verheiratet?»

«Ja...»

«Haben Sie seine Frau gekannt?»

«Nein... macht er Ihnen die Cour?»

«Ach nein...», äußert Rosy leichthin. Boromäus wartet, ob nicht noch eine Erklärung kommen könnte.

Da Rosy schweigt, äußert er: «Er ist ein merkwürdiger Kauz... übrigens schwärmt er nur für junge Mädchen.»

«Mir sagt er», lächelt Rosy, «daß er nur verheiratete Frauen liebt... und Sie?»

«Ich?» Boromäus hat fast den Atem verloren, «die jungen Mädchen kann ich nicht gut beurteilen. Ich komme wenig mit ihnen zusammen. Ich meine das, was man eigentlich junge Mädchen nennt, nicht junge Frauen, die nicht verheiratet sind...»

(Fortsetzung Seite 1510)

Er erwartet wieder Rosys Meinung zur Frage der jungen Mädchen und Frauen, aber sie hört auf das Orchester. In der Mitte fängt man schon zu tanzen an.

Rosys Gesicht bekommt einen heiteren Ausdruck, und er fragt: «Lieben Sie Musik?»

«Leider hab' ich meinen Grammophon zu Hause vergessen», antwortete sie darauf.

«Ich meine seriöse Musik ...»

«Ich spielte viel Klavier ... aber jetzt ...»

«Wo sind Sie eigentlich zu Hause?»

Sie überlegt während einer Sekunde, lächelt: «Können Sie tanzen?»

«Aber ja ...» Sie stehen auf und sind schon im Gewühl. Boromäus tanzt gut, aber es fehlt ihm ein wenig an Natürlichkeit. Rosy sagt: «Jetzt ist schon zu viel Publikum da ... es wird ungemütlich ... gehen wir ...»

Als er ihr das kurze Pelzjäckchen überlegt, fragt er: «Sie müssen doch noch nicht nach Hause?»

«Bald ...»

«Schade ... ich habe nachher noch ein paar Bekannte bei mir, wollen Sie nicht für eine halbe Stunde kommen?» Es ist ihm eigentlich peinlich, daß er sie so belügt. Rosy überlegt. Sie ist jetzt im Zuge, mondän zu sein. «Gut, eine halbe Stunde ...»

Boromäus ist von Rosys Gegenwart begeistert. Er fährt behutsam nach Hause, als könnte er so diesen Genuß verlängern.

Als sie bei ihm ins Atelier kommen, steht neben dem Divan auf einem Stuhl ein Eiskessel und darin eine Champagnerflasche ... daneben auf einem Tisch ein paar Gläser. Rosy sieht das Grammophon, dreht eine Platte nach der andern um. Boromäus will ihr das Jäckchen abnehmen: «Danke», sagt sie, «behalte ich an.»

«Haben Sie Durst?» Er hat die Flasche in der Hand.

«Nicht für mich», protestiert sie, «warten Sie doch, bis Ihre Leute kommen ...» Sie hat sich auf den Divan gesetzt und ihre schmalen Beine von sich gestreckt. Er steht beim Grammophon und versucht eine Schallplatte aufzulegen. Sie sieht zu ihm hinüber. Sie ist enttäuscht. Sie hat gehofft, eine ihrer Lieblingsmelodien zu hören: «Blue River» oder «Its a cradle in Carolina». Dann wäre auf einmal «Lilienberg» dagewesen. Das alte Haus im Park und ihr Schlafzimmer mit der hohen Tanne vor dem Fenster ... manchmal kommt sie sich so heimatlos und elend vor. Jetzt gehen fremde Leute dort aus und ein, nehmen alles mit. Oder vielleicht steht es noch still mit geschlossenen Läden, die Dienerschaft ist fort. Albert der Chauffeur, der Gärtner, den man den «langen Jakob» nannte, Minna das Mädchen, das zuletzt auch noch gekocht hatte. Denn man war wohl sehr knapp gewesen. Es war ihr damals gar nicht aufgefallen.

Eine Platte fängt unter einer kratzenden Nadel zu kreischen an. Es ist ein leichter Tanz. Boromäus steht da und hört zu. Es scheint ihm offenbar zu genügen.

«Sie brauchen mich nachher nicht nach Hause zu fahren», sagt Rosy, «ich finde den Weg. Es ist ja kaum halb elf ...»

«Aber ich bitte Sie», protestiert er. Er sieht auf die Uhr.

«Es ist reizend bei Ihnen.»

«Mir ist, als ob Ihnen diese ganze Art der Ausstattung gar nicht gefallen kann», er hat jetzt doch ein Glas eingeschwenkt und hält es ihr hin.

Sie nippt daran: «Haben Sie kein Radio?»

«Gewiß ...» Er macht sich in einer Ecke zu schaffen. Es geht ein großes Geknatter los ... «Das ist der Lift», erklärt er aus dem Halbdunkel.

«Nun kommen wohl Ihre Leute ...» Sie sieht sich dabei um. So sieht also eine Jungesellen-Wohnung aus. Im Grunde ist es trostlos. Als ob niemand hier wohnte, oder als ob jedermann hier wohnen könnte.

«Es kommt niemand ...», sagt sie darauf. Er gibt sich immer noch Mühe mit seinem Apparat, endlich fängt etwas wie ein Wienerwalzer an, es steigert sich, es wird beschwingt und schön.

Rosy ist aufgestanden. Sie will jetzt gehen. Er faßt sie um ... sie tanzen den Walzer ... sie ist entzückt ... hier ist doch Raum ... wie straff dieser Rhythmus ist ... wie die Trompeten schmettern ... den Takt halten ... Boromäus dreht sie ganz wild. Rosy verliert den Atem, es schwingt alles im Kreis und plötzlich fühlt sie, wie er sie um den Hals faßt ... auf den Mund küßt ... sie will sich losreißen, er hält sie ... Sie schlägt ihm ins Gesicht ...

Da gibt er nach ... sie steht vor ihm, hat entsetzte Augen, ist ganz außer sich: «Lassen Sie mich weggehen.»

«Aber bitte ...»

Sie fliegt vor ihm die Treppe hinunter, er vermag kaum zu folgen. Er hat noch alle Türen offen stehen ... das Licht brennt. Sie reißt unten die Haustüre auf, läuft am Wagen vorbei ...

«Aber kommen Sie doch», ruft er. Sie hört ihn nicht. Er springt in den Wagen, fährt los ... neben ihm der Trottoir entlang ... «Aber ich bitte Sie ...», bittet er ... «Sie sind ganz verrückt ... es hat Sie doch gewiß schon ein Mann geküßt ... außer Ihrem Gemahl ... das ist doch kein Verbrechen ...»

Sie gibt keine Antwort ... Eilt quer über die Straße. Da steigt er aus dem Wagen, läßt ihn stehen und läuft neben ihr her: «Aber seien Sie doch bitte vernünftig ... ich tu Ihnen nichts ... ich bin kein Verbrecher ...»

Jetzt sind sie in den Anlagen vor dem «Regina».

«Aber stehen Sie doch bitte endlich still ...», bittet er

heiser, ohne Atem. Eine heiße Wut fängt in ihm an zu kochen: «Sie sind doch kein so blödsinniges, unvernünftiges Geschöpf ...» Er schimpft ganz außer sich. Wie ein Unglücklicher und Töbtsüchtiger bäumt er sich auf ...

Dann hört sie plötzlich seine Stimme ferner ... auch sein Tritt ist verhallt.

Sie kommt eigentlich erst zu sich, wie sie zu Hause in ihrem schmalen Bett liegt. Da weint sie leise. Es liegt ihr noch wie ein großer Schreck in den Gliedern.

Später hört sie Carl Erichs Tritt. Er kommt durch das Badezimmer herüber und setzt sich zu ihr: «Ich muß vielleicht für einen Tag verreisen ...», sagt er, «wirst du allein sein können, Liebbling?»

«Aber ja ... wann fährst du?»

«Oh, nicht vor morgen abend ... Ich leg dir noch Geld auf den Tisch ... falls ich länger wegbleiben müßte.» Er faßt sie jetzt um den Hals und küßt sie: «Schlaf gut ...»

Sie fährt ihm nur mit der Hand über das Gesicht.

Carl Erich sitzt in einem Abteil dritter Klasse. Er hat seine Handtasche neben sich gestellt und sieht durchs Fenster in die Nacht. Es gibt Augenblicke, wo er voller Mut und Zuversicht ist. Jedenfalls steht eins für ihn fest: wenn er die Krise überdauern kann, will er wieder aufs Land. Wenn er einen Inspektorposten auf einem Gut bekäme oder etwas Ähnliches. Auf großen Lohn käme es ihm fast gar nicht an. Wenn er nur Rosy mitnehmen könnte und für das Alltägliche gesorgt wäre. So würde man bessere Zeiten abwarten.

Das mit dem «Regina» gefällt ihm nicht. Sie lernt vielleicht etwas, aber da ist keine Zukunft. Auf seiner Seite auch nicht. Er fühlt doch, daß er bei Pfeiffer allmählich moralisch kaputt ginge. Er würde in einem Jahr seine Kleider aufgebraucht haben und dann sozusagen die erste Stelle verlieren. Für den Anfang war ja die Lösung möglich gewesen. Es hatte ihn auch, manchmal lachte er über seine Prätention, stolz gemacht, daß er im Augenblick des größten Tiefstandes sein tägliches Brot verdienen konnte, was ihm vorher nie gelungen war.

Seine Gedanken gehen wieder aufs Land. Wenn er später ein Gütchen, ein ganz kleines Höfchen pachten könnte. Mit zwei oder drei Kühen, den Hof voll Hühner, er sieht das sehr gut, und dann würde man eben wirtschaften, bis der Alte eines Tages sanft entschlief ... oder auch unsanft in die Ewigkeit hinüberginge, was schließlich nicht in Carl Erichs Hand liegt ... und nachher käme doch wieder die große Zeit.

Denn Carl Erich fühlt sich trotz allem und aus Vererbung zur Klasse gehörig, die Geld ausgibt, damit die andern leben können. Er hat sich in den Nächten der größten Depression und in der Stunde der Abreise aus «Lilienberg» wohl unterkriegen lassen und sich schwere Vorwürfe gemacht, daß er in seinem ganzen Leben auf einem zu großen Fuß gelebt. Aber war er denn allein dran schuld, daß es nicht so weitergegangen war? Hatte er den amerikanischen Krach provoziert und das Debakel an allen Börsen, war er verantwortlich, daß seine Papiere auf einmal nichts mehr galten? Gewiß, er hatte zu lange gewartet, er hätte seine Positionen schon vor vier oder fünf Jahren liquidieren sollen, aber nun ist das einmal so und er weiß, daß es wieder besser kommen wird, daß es wieder vorwärts gehen muß, denn wenn alle diese Verarmung akzeptieren wollten, müßte die ganze Nation verwerfen und krepieren.

Das sagt er sich alles, aber bevor er es realisieren kann, muß er morgen den Kampf mit dem Alten ausfechten. Er wird ja schon um sechs dort sein und zu Fuß von der Station zur Fabrik gehen. Er wird vorher noch etwas im Gelände spazieren, denn bei dem alten Herrn kann er doch nicht vor acht Uhr vorsprechen. Naheher könnte er in der Fabrik sein. Und wenn auch, denkt sich Carl Erich, sie können ihn ja holen. Denn das Herrenhaus klebt groteskerweise wie ein kleiner Fortsatz an der Fabrik, oder vielmehr ist die große Fabrik, jedenfalls der vierstöckige Teil aus Ziegelstein an die kleine Empirevilla angebaut worden, eine Geschmacklosigkeit ohne gleichen, aber für den Alten war es damals wohl eine Terrain- und keine Geschmacksfrage.

Carl Erich denkt sich jetzt immer, was ihm der alte Herr wohl für Konditionen machen wird. Das Schlimmste wäre, wenn er Rosy forderte. Vielleicht wird er ihn auch nach Südamerika oder an den Niger abschieben wollen. Es ist ihm alles zuzutrauen. Carl Erich ist dem Alten während der neunzehn Jahre, die sie sich nun kennen, immer wie eine schleichende, gefährliche Krankheit vorgekommen. Das einzige, was jener wünschte, wäre, ihn in einem fiebrigen Klima zu versorgen. Für die Ewigkeit.

Carl Erich weiß, daß der Alte dann aufatmen würde. Wie man sich über eine Gefahr, die nun endgültig vorbei ist, beruhigt.

Er hat sich diese Möglichkeiten alle schon oft überlegt, dann zur Abwechslung wieder von dem ganz kleinen Gehöft geräumt. Er sieht eine kalte, verschnittene Winternacht. Er hat die Kühe gemolken und trägt nun die Milch in einer blechernen Tasse auf dem Rücken in die Molkerei ins Dorf. Er hört, wie bei jedem Schritt die Milch gegen das Blech schlägt, was einen rhythmischen klopfenden Laut gibt.

Nachher sitzt er mit Rosy am grünen Kachelofen in der Stube und liest ihr etwas vor. An den Fenstern

sind kleine weiße Vorhänge und draußen glänzt der Schnee im Zwielt.

So weit will er, muß er kommen, wenn er jetzt nicht wie ein Vogel vom Ast geschossen wird. Und Gustav Adolf Martini würde das Gefühl haben, er hätte einen Raubvogel abgeschossen und es sei damit der Menschheit etwas Gutes getan.

Carl Erich fühlt sich jetzt müde. Das Gestampfe des Zuges geht ihm ins Rückenmark. Er streckt sich aus. Er legt seine Reisetasche neben das Fenster, zieht oben den Vorhang über die runde Lampe und rollt seinen Regemantel zu einem Kissen zusammen. Dieser alte Regemantel, der vom Reinigen heller, fast weiß geworden ist, sein getreuer Gefährte. Carl Erich hat ihn vor mehr als zehn Jahren, also noch zu Ceciles Zeiten, in London bei Davis machen lassen, bei John A. Davis, den die Angestellten nur Mr. Jack nannten und der seither an einer Prostata-Operation starb. Aber Carl Erich ist an alte Kleidungsstücke, an alte Hüte und Schuhe anhänglich. Er hütet und pflegt sie, läßt sie ausruhen, denn sie müssen sich verschleifen, müssen sich wieder zurechtfinden können in der Hetze dieser Tage.

So ist ihm jetzt sein alter Waterproof etwas wie ein Trost. Er hat sein großes Leben mitgemacht und hält auch jetzt noch mit ihm durch. Und Carl Erich ist dankbar dafür.

Er hat die Augen geschlossen, liegt still ... Die Müdigkeit betäubt ihn leise. Er weiß kaum mehr, in wie großer Gefahr er ist.

Er wacht wieder auf, wie der Zug still steht. Er hört Stimmen auf dem Bahnhoferron, ein Mann geht den Wagen entlang und schlägt mit einem Hammer auf die Achsen. Leute kommen in den Gang und das Abteil nebenan wird auferissen. Der Zug fährt langsam an. Carl Erich liegt wieder im Halbraum.

Gegen drei Uhr fängt ihn der Körper an zu schmerzen. Er hat nicht die Gewohnheit, auf der harten Bank zu schlafen. So windet er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

Das Licht an der Decke ist erloschen. Zwischen den Vorhängen blinkt es erst grau, dann hell und jetzt kommt schon ganz gelb die Sonne.

Er liegt jetzt auf dem Rücken und läßt sie sich behaglich auf das Gesicht scheinen. Die Wärme tut ihm wohl und schläfert ihn wieder ein.

Rosy geht mit Herzklopfen zu ihrer Arbeit. Aber der Vormittag geht vorbei, ohne daß Boromäus telefonieren läßt. Sie atmet auf. Sie fährt dann in die Halle hinunter, um auf Hilde zu warten, mit der sie Mittagessen will. Es hätte ihr wohl getan, wenn plötzlich der Indiskrete dagewesen wäre, um ein paar Worte mit ihr zu reden. Sie wollte nichts von Boromäus' Attacke sagen, aber der Indiskrete könnte sie beruhigen. Sie hat ihn immer für einen guten Menschen gehalten. Vielleicht ist er es nicht, aber sehr schlimm kann er nicht sein. Rosy hat das im Gefühl.

Die Drehtüre kreist jetzt ohne Unterlaß. Es geht auf halb eins. Sie hört englisch und französisch reden. Sie sieht nach diesen Gesichtern, die sich alle ähneln. Da ist ein junges Mädchen, das französisch spricht, das aber auch Russin oder aus dem Balkan sein kann. Daneben sind zwei junge Herren, die englisch reden, von denen der eine sicher aus Bremen oder Lübeck ist. Die Nationalitäten haben kaum mehr einen Stempel. Rosy wundert sich nicht darüber.

Hilde kommt aus einer Tür geschossen und faßt sie am Arm. Dann gehen sie rasch in den Gang und nach der Treppe, die ins Souterrain führt.

Sie setzen sich an den langen Tisch, wo noch viel Platz ist: «Was für ein herrlicher Tag», sagt Hilde, «wenn ich daran denke, daß es Menschen gibt, die jetzt an die See oder nach Partenkirchen fahren können ... in einem kleinen Wagen ...»

Rosy lacht: «Neulich wollten Sie eine große Seereise machen ...»

«Ach ja ... eine Anstellung auf einem Schiff ... meine Liebe ... ich bin verrückt, ich will jeden Tag etwas anderes, aber jeden Tag möchte ich etwas, wo Bewegung ist. Nur nicht dieses gräßliche Sitzen im Büro ...»

«Was tun Ihre Eltern?»

«Wir haben ein kleines Gütchen, aber es bringt nichts ein ... man hat zu essen und ist in der freien Luft, das ist alles. Ich hab das Gymnasium absolviert und sitz nun hier ... wozu ... Ich hab zu essen und bin nicht in der freien Luft, wo ist der Vorteil?»

Rosy ißt ruhig etwas Tomatensalat. Sie hat hier besseren Appetit. Sie findet auch, daß die Angestellten, die hier essen, viel kultivierter sind, als die Leute im kleinen Restaurant. Da ist ein russischer Graf, der bei einer älteren Dame Chauffeur ist. Er spricht nie. Man sieht auch die ältere Dame selten im Hotel, denn sie ist sehr dick und kann nur schlecht gehen. Ein studiertes Fräulein ist Wärterin eines kleinen Jungen, der englische Krankheit gehabt hat und nicht zurechtkommen kann. Ein Marokkaner, kaum über zwanzig, ißt nur Hammelfleisch, hat krauses, schwarzes Haar und sieht sehr hochmütig aus.

Hilde sagt: «Mir gefällt diese Menagerie, man bekommt Sehnsucht nach fremden Ländern ... waren Sie schon in Italien?»

(Fortsetzung folgt)